

Jesus und die Gefallenen

Günter Bleickert, Würzburg

Wer Jesus begegnete, gelegen oder ungelegen, geriet noch allemal in die Krise seines Lebens. Denn die Begegnung mit ihm zwang jeden in die Entscheidung – entweder für ihn oder gegen ihn. Eine dritte Möglichkeit, etwa ein unverbindliches, sich selber schadloß haltendes Verweilen in halber Distanz, gibt es nicht. Wenn nämlich er sich dazu verstand, sein Leben, ja sein Herz und seine Seele in die Waagschale der Begegnung zu werfen, konnte ihm nur entsprechen, wer auch selber aufs Ganze zu gehen bereit war. Deshalb konnte jenes weite und allgemeine „Wer nicht gegen mich ist, der ist für mich“ im konkreten Fall der Begegnung mit ihm nur eindeutig und radikal heißen: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ (Lk 11, 23). Da sein ganzes Wesen im Grunde nur darin besteht, für uns da zu sein, genügt es keineswegs, nichts gegen ihn zu haben; in der Stunde der Bewährung kommt es darauf an, für ihn zu sein. Obwohl Jesus eigentlich für alle da sein wollte, wurde er in Wirklichkeit zu einem Zeichen der Unterscheidung der Geister. So weissagte es schon der alte Simeon: „Dieser ist gesetzt zum Falle und zum Auferstehen vieler in Israel und zum Zeichen, dem widersprochen wird“ (Lk 2, 34); und nicht anders sagt es Jesus selbst: „Wohl dem, der an mir nicht Anstoß nimmt“ (7, 23).

Zwei Arten von Gefallenen

Von vornherein schien es festzustehen, daß die Chancen, zu Jesus und in das von ihm verkündete Gottesreich zu gelangen, ungleich verteilt waren. Sie waren offenbar beinahe gleich null für die Reichen, wie es das Debakel Jesu mit dem reichen Jüngling, der von seinem Reichtum und den darin begründeten Möglichkeiten einfach nicht loskommt, in trostloser Eindeutigkeit erhärtet: „Leichter kommt ein Kamel durch das Loch einer Nadel hindurch als ein Reicher ins Reich Gottes hinein“ (Mk 10, 25). Begünstigt wie keine andere Gruppe schienen dagegen die Parias der Gesellschaft zu sein, die Randsiedler und Ausgestoßenen, die Entrechteten und Entwurzelten, die Gefallenen also. Denn Jesus verstand sich ganz bewußt als Freund der „Zöllner und Sünder“, indem er gezielt und provokativ ihre Gemeinschaft suchte, mit ihnen aß und trank. Der heuchlerischen Frage der Pharisäer, warum er dies tue, hielt er entgegen: „Nicht die Gesunden, die Kranken brauchen den Arzt“ (Mk 2, 17).

Nichts wäre nun unsinniger, als daraus ableiten zu wollen, Jesus meine mit den „Kranken“ die „Zöllner und Sünder“ und mit den „Gesunden“ eben die „Pharisäer“. Denn krank sind ja beide Gruppen, und die Pharisäer nur noch schwerer, wenngleich sie ihre Krankheit auch nicht zugeben wollen und im Gegenzug dazu alles unternehmen, möglichst fromm und adrett zugleich zu erscheinen. Aber der Schein trügt! Denn in Wirklichkeit sind sie alles andere eher als „Gesunde“. Wie sehr ihr Aussehen nur Maske und ihr Verhalten nur Heuchelei ist, hat Jesus oft genug gezeigt (vgl. Mt 23). Er, der allen helfen will, stößt bei ihnen auf unüberwindlichen Widerstand, da sie sich – obwohl krank und hilfsbedürftig – nicht helfen lassen wollen. Und ihnen, den Reichen, die jetzt satt sind und die jetzt lachen, den von allen Menschen Umschmeichelten, gilt der vierfache Weheruf Jesu im Anschluß an die Seligpreisungen der Bergpredigt, wie sie uns nach dem Lukasevangelium überliefert ist. Die Seligpreisungen hingegen können ihnen nicht gelten, sondern nur jenen Kranken, die, um ihre Krankheit wissend, sie auch eingestehen und in ihrer Hilflosigkeit dankbar die von Jesus dargereichte rettende Hand auch ergreifen.

Wir alle kennen die Seligpreisungen der Bergpredigt ziemlich gut; aber wir kennen sie fast ausschließlich nach der Mattäusversion, in der sie allgemein gehalten und mit interpretierenden Zusätzen versehen sind. Bei Lukas klingen sie drastischer, spontaner und direkter; da heißt es:

Wohl euch Armen,
 denn euch gehört das Reich Gottes;
 Wohl euch, die ihr jetzt hungert,
 denn ihr werdet satt werden;
 Wohl euch, die ihr jetzt weint,
 denn ihr werdet lachen;
 Wohl euch, wenn euch die Menschen hassen und wenn sie
 euch ausschließen und schmähen und euren Namen als
 einen schlechten ausstoßen um des Menschensohnes
 willen (6, 20–22).

In Angleichung an unseren Gedankengang könnte man diese Seligpreisungen weiterführen und formulieren:

Wohl euch Gefallenen,
 denn ihr werdet aufgerichtet werden.

Und um Mißverständnissen vorzubeugen, könnte man ihr noch, gut lukanisch, als Antithese folgenden Weheruf hinzufügen:

Wehe euch, die ihr jetzt aufgerichtet tut,
 denn ihr werdet fallen.

Daraus folgt, daß man sich schließlich doch mit jener einen, frei formulierten Seligpreisung begnügen könnte, wenn man sie lediglich um einen entscheidenden Zusatz erweiterte. An ihr ließe sich dann ohne weiteres das Verhalten Jesu zu den Gefallenen aufweisen und erläutern; lauten könnte sie vielleicht so:

Wohl euch Gefallenen,
denn ihr werdet aufgerichtet werden, sofern
ihr euch nur aufrichten lassen wollt.

Gefallene sind wir alle. Aber es gibt eben zwei Arten von Gefallenen, solche, die ihr Gefallensein erkennen und heuchlerisch zu überspielen suchen, und solche, die ihr Gefallensein erkennen und zugleich bekennen und vor allem die helfende Hand nicht zurückweisen. Die Erkenntnis des eigenen Gefallenseins allein nützt also gar nichts; es ist nämlich die Frage, ob sich einer sein Gefallensein auch eingesteht und ob er an Jesus nicht Anstoß nimmt. Allein darauf kommt es an. Jesus steht bereit, immer, auch jetzt, und bietet das Heil an – auch dem, der siebenundsiebzigmal gefallen ist. Und er verspricht das Heil nicht bloß, er gibt es auch. Denn er kann es, weil er das Heil selber ist. Noch wichtiger, als was er sagt, ist nämlich, wer er selber ist: das Heil – oder wie man früher zu sagen pflegte: der Heiland.

Ein kurzer Rückblick auf die großen Propheten, in deren Linie und als deren Gipfel Jesus hier zu sehen ist, kann dies vielleicht noch mehr verdeutlichen. Man könnte wohl vor allem Hosea erwähnen, dem von Gott nicht weniger abverlangt wird, als jene ganze verunglückte Geschichte Gottes mit seinem auserwählten Volk in seinem eigenen Familienleben exemplarisch durchzuexerzieren, sie mehr zu erleiden als zu erleben. Was er gemäß seinem göttlichen Auftrag dem Volk in seinem Wort mitzuteilen hat, ist zweifellos wichtig, wichtiger aber ist, was er in seinem Leben als dem Abbild des Heilshandelns Gottes an Israel erfährt und erleidet. Nur darin liegt die Kraft des Wortes eines jeden Propheten, daß er, was er selber ist, sagt. Und das heißt, daß jede prophetische Botschaft immer aufs engste mit der Existenz des Propheten selbst verknüpft ist, ja daß sie überhaupt erst durch dessen eigenes Leben begründet und abgedeckt ist.

Wie bei keinem andern ist dies aber gerade bei Jesus der Fall. Weil er selber das Heil war, konnte er es ohne Übertreibung anbieten: in der bleibenden Form der Gemeinschaft des Gottesreiches. Seine Botschaft vom Gottesreich war ja im Grunde nichts anderes als die Versprachlichung seiner selbst. Dabei darf es nicht weiter verwundern, daß seine Botschaft, die Auslegung seines innersten und unbedingten Liebeswillens, so sehr dieser ihn vor allem zu ständig neuen Gleichnisbildungen getrieben haben mag, sicherlich hinter dem zurückblieb, was er selber in Wirklichkeit war.

Größer als seine Botschaft war er selbst. Dies erhellt auch daraus, daß seine Jünger nach seinem Tod mit Recht weniger sein Wort als vielmehr ihn selbst verkündeten. Denn eigentlich hatte auch er „nur“ sich selbst angeboten, allen Menschen, vor allem aber den Gefallenen:

Hierher! Zu mir, Geknechtete: eingespannt in das Joch, wie ihr seid, und erschöpft von der Last! Ich will euch ausruhen lassen. Nehmt mein Joch auf die Schultern! Bedenkt: Ich brauche keine Gewalt, ich bin selbstlos und arm und ihr werdet Ruhe finden in eurem Herzen. Denn mein Joch ist nicht hart, und meine Last ist nicht schwer (Mt 11, 28–30)¹.

Zwei an Jesus zu Fall Gekommene: Petrus und Judas

Er, der alle Gefallenen aufrichten wollte – wie verhielt er sich nun gegenüber jenen, die gerade an ihm zu Fall gekommen waren, also gegenüber Judas, der ihn verriet, und Petrus, der ihn verleugnete?

Da ist zunächst einmal Petrus, der „Fels“ – aber ist er das wirklich? Der Absicht Jesu entsprechend sollte er, Simon, der Fischer vom See Genezaret, dies jedenfalls sein. Er war wohl, jedenfalls nach der von Paulus überlieferten Liste (1 Kor 15, 5), erster Auferstehungszeuge und insofern erster Glaubender, Fels der Kirche und Träger der Schlüsselgewalt des Himmelreiches. Trotzdem war er keineswegs nur der glaubensstarke Fels im Wechselspiel der Gezeiten – er war auch ein großer Zauderer und der ängstlichen einer! Als nämlich Jesus sein Geschick, sein Leiden und seinen Tod, unabwendbar über sich hereinbrechen sah und dies seinen Jüngern zum ersten Male mitteilte, „da nahm ihn Petrus beiseite und sprach auf ihn ein: ‚Gott ist dir gnädig‘, sagte er laut, ‚es wird nicht geschehen!‘ Jesus aber wandte sich um und rief: ‚Fort, Satan! Aus dem Weg! Du willst mich zu Fall bringen! Denn du denkst nicht, was Gott will: du denkst wie ein Mensch!‘“ (Mt 16, 22 f).

Indem Petrus so auf Jesus einredete, menschlich, nur allzumenschlich, hätte er ihn durchaus zu Fall bringen können; denn es ging hier um die Sache Gottes und nicht um menschliche Interessen und schon gar nicht um die des Petrus. Man darf wohl annehmen, daß Petrus nur aus Sorge um Jesus diesen Einwand erhob und daß er den Sinn der Botschaft vom Gottesreich nur noch nicht richtig erfaßt hatte; aber in Wirklichkeit wurde er hier, ob er es wollte oder nicht, zum Versucher Jesu und dessen Auftrag. Und offenbar hat er auch später nicht viel hinzugelernt, wenn wirklich er

¹ Bei den Evangelienzitenaten aus Mt wurde vorzugsweise die Übersetzung von Walter Jens („Am Anfang der Stall – am Ende der Galgen“, Stuttgart 1972) benutzt.

es war, der nach der Darstellung des Johannes bei der Gefangennahme Jesu in Getsemani zum Schwert griff, um so für das Leben Jesu und die Sache des Gottesreiches zu streiten. So alt – und damit für die Jünger Jesu verhängnisvoll geläufig – die Vorstellung vom Gottesreich auch war, so füllte sie Jesus eben doch mit einem neuen Inhalt: mit sich selbst. Schon rein formal gesehen, war dies ein neuer Gedanke und wie jeder neue Gedanke nur durch Aneignung zu begreifen. Aneignung bedeutete hier aber zugleich Verabschiedung, und zwar die konsequente Verabschiedung aller althergebrachten, liebgewonnenen und eifersüchtig gehüteten Modellvorstellungen vom Gottesreich, und seien sie noch so edler Art. Kompromisse konnte es da nicht geben; denn ins Gottesreich führt kein anderer Weg, als ihn Jesus zu gehen bereit war. Und so entgegnete Jesus weiter auf den Einwand des Petrus:

Wer mir folgen will, nehme den Balken auf sich, an dem man ihn kreuzigen wird. Denn wer sein Leben behalten will, wird es verlieren, doch wer es, um meinetwillen, verliert, der wird es behalten (Mt 16, 24 f).

Wie schwer verständlich diese Leidensankündigungen für die Jünger waren, hebt vor allem Lukas bei den folgenden Wiederholungen hervor. Aber Petrus schien sich allmählich darauf eingestellt zu haben; denn fortan widersprach er nicht mehr; und auf dem Weg zum Ölberg sagte er zu Jesus sogar: „Und müßte ich sterben mit dir, nie und nimmer werde ich dich verleugnen“ (Mk 14, 31). In Wirklichkeit sah es freilich ganz anders aus, da ließ er ihn im Stich und verleugnete ihn. Aber wenn er dies auch dreimal tat, so kam er dabei doch nicht von ihm los. Er blieb zwar in halber Distanz, aber sich ganz schadlos zu halten, was er wohl lieber getan hätte, vermochte er auch nicht. Eigentlich wollte er sich von Jesus jedoch keineswegs lossagen; vielmehr war er jener Bewährungsprobe damals nur noch nicht gewachsen. So erklärt sich seine Trauer über sein Versagen im letzten als Beweis seiner Treue zu Jesus, die zwar immer wieder der eigenen Schwachheit erliegen wird, in der tiefsten Schicht seines Herzens aber unerschütterlich ist.

Wenn es stimmt, wofür alles spricht, daß der Bericht vom Seewandel Jesu eigentlich eine in das irdische Leben Jesu zurückgeblendete Geschichte vom Auferstandenen ist, dann zeigt sich hier wohl am besten, wie tief und unbelastet das Verhältnis Jesu gerade zu Petrus auch über seinen Tod hinaus war und blieb. Der Auferstandene kommt den im Boot versammelten Jüngern über den See entgegen; und Petrus kann es nun gar nicht mehr erwarten, bis Jesus da ist, und gegen alle Regeln der Erfahrung bittet er ihn, nunmehr seinerseits zu ihm kommen zu dürfen. Aber auch hier

zeigt es sich wieder: der Wille des Petrus war wieder einmal größer als sein tatsächlicher Mut, seine Spontaneität trieb ihn erneut über seine eigenen Möglichkeiten hinaus. „Als er merkte, wie stark der Wind war, überkam ihn die Furcht und er schrie: ‚Rette mich, Herr!‘“ (Mt 14, 30). Für einen Augenblick droht er unterzugehen; denn er verliert den Boden unter den Füßen. Aber da fängt ihn die rettende Hand Jesu auch schon auf. War er auch zweifelnd und kleingläubig, wie ihn Jesus rügte, so war sein Glaube immerhin groß genug, ihm die richtige Richtung zu weisen: zu Jesus. Es genügte schon, wenn er sich nur auf den Weg machte; daß er dabei nicht ins Leere lief, sondern wie selbstverständlich aufgefangen, geborgen und aufgerichtet wurde, dafür sorgte schon Jesus. Allen Widerwärtigkeiten zum Trotz fiel Petrus niemals endgültig aus der von Jesus angebotenen Gemeinschaft mit ihm heraus. Und so paradox es klingen mag: indem er die wirklichen Intentionen Jesu und dessen Hilfe bei jedem Versagen von neuem und wohl auch ein wenig besser verstehen lernte, wuchs er vielmehr immer stärker in sie hinein, bis er am Ende – freilich im Tod am Kreuz – Jesus endgültig gleichgestaltet war. Petrus, der zaudernde und kleinmütige, war immer wieder zu Fall gekommen, aber er hatte nie aufgegeben; bei seiner ersten großen Bewährungsprobe war er zu Jesus in Distanz gegangen, aber er hielt es darin nicht aus, immer wieder sah er sich zu Jesus hingezogen. Und er erfuhr schließlich dies: Wo bei ihm nur noch Angst und Schwachheit waren, da wurde er durch die Kraft der Liebe Jesu getragen.

Um so bestürzender und peiniger ist deshalb, was uns die Evangelisten vom Konflikt zwischen Judas und Jesus berichten. Viel zu sagen ist dazu wohl nicht. Wie wir das alles wohl kaum verstehen, so verschlägt es uns auch geradezu die Sprache. Denn nicht eigentlich sein Verrat ist das Entsetzliche, und auch nicht, daß er an Jesus Anstoß nahm, sondern vielmehr die unbeirrbar Hartnäckigkeit, mit der er dies tat, und sein Ende. Jesus hatte auch ihm die Füße gewaschen und ihn noch, als er kam, ihn den Soldaten zu übergeben, als Freund angesprochen – wie hätte er da nicht auch ihm wie jenem mitgekreuzigten Verbrecher vergeben sollen? Es gab keinen, den Jesus von sich aus jemals aus seiner Gemeinschaft ausgeschlossen hätte, da er doch alle für sich zu gewinnen suchte. Hieß es nicht von ihm:

Das geknickte Rohr wird er nicht brechen
und den glimmenden Docht nicht auslöschen (Mt 12, 20),

und sagte er nicht selbst:

Es wird vergeben werden: Jede Sünde; vergeben: Jede Lästerung –
außer der einen: Die Lästerung gegen den Geist.

Wer ein Wort gegen den Menschensohn sagt, dem ist Vergebung gewiß. Wer aber ein Wort sagt gegen den Heiligen Geist: Für den gibt es keine Vergebung, in dieser Welt nicht und auch in der künftigen nicht (12, 31 f).

Was bedeutet das nun für uns heute? Wir sind weder „Petrus“ noch „Judas“, aber zwischen beiden haben wir zu wählen; und dennoch gibt es eigentlich nur eine Möglichkeit, die andere nämlich wäre der Tod. In der Hauptsache ist dann wohl zweierlei festzuhalten:

Erstens: Wir alle sind Gefallene. Deshalb sollten wir nicht vergessen, daß wir alle in derselben Ausgangsposition gegenüber Gott sind, daß es also unter uns nicht noch einmal eine Gruppe von Randexistenzen geben kann, auf die wir verächtlich „als Gefallene“ herabblicken. Und so müssen wir uns fragen, ob wir Jesus wirklich unter den Geringsten unter seinen Brüdern zu erkennen vermögen. Wie leicht könnte es sonst geschehen, daß wir durch sie über Jesus zu Fall kommen. Wohl uns, wenn wir an ihnen, mit denen sich Jesus eins weiß, nicht Anstoß nehmen.

Und zweitens: Wir alle haben uns unser Gefallensein einzugestehen. Dann können wir, selbst wenn wir gerade über Jesus zu Fall gekommen wären, aufgerichtet werden durch ihn, der keinen preisgibt, der immer vergibt, weil für ihn das Maß nie voll ist. An uns aber liegt es, daß wir nie, wie Judas, resigniert aufgeben und unsern eigenen Weg suchen, sondern daß wir immer wieder, so mutlos und schwankend wir dabei auch werden mögen, aufbrechen, wie Petrus, auf Jesus hin, der für uns da ist, uns mit der größeren Kraft seiner Liebe zu tragen.